

Wilhelm Busch  
zum 100. Todestag  
am 9. Januar 2008

## Meister des boshafte[n] Gelächters

Wolf Scheller

Der kürzeste Heiratsantrag, den man aus der Literatur kennt, stammt von Wilhelm Busch: „Mädchen' – spricht er – ‚sag mir ob.' / Und sie lächelt: ‚Ja, Herr Knopp!‘“ Nun hören sich manche solcher Reime bei Busch ziemlich schräg an, aber dennoch provozieren sie Gelächter, das einen irgendwie entfesselt, animalisch, tränen-treibend wirkt, ein kreatürliches Lachen, das sich von Generation zu Generation fortzusetzen scheint. Dabei ist Buschs Komik immer näher an der Katastrophe als an der Idylle. Hans Huckebein erhängt sich aus Versehen. Max und Moritz – „ach, was muß man oft von bösen Kindern hören oder lesen!“ – enden als Entenfutter. Der Eispeter bricht in einen gefrorenen See ein, erstarrt zum Eiszapfen, schmilzt beim Auftauen zu einer Pfütze und wird von seinen Eltern auf einem Kellerregal eingelagert, in einem Einmachglas mit der Aufschrift „Peter“. Mit Humor oder gar Heiterkeit hat das alles nichts zu tun. Buschs Komik entfaltet sich in Regionen, in denen die Moral nicht zu Hause ist. Dennoch werden immer wieder alle Klischees über ihn wie Witwe Boltens Sauerkohl aufgewärmt.

„Mein Lebenslauf ist bald erzählt. In stiller Ewigkeit verloren / schlief ich, und nichts hat mir gefehlt, / Bis daß ich sichtbar ward geboren“, heißt es in seiner Grabschrift, die er sich selbst zu Lebzeiten als Gedenkgedicht zu seinem 75. Geburtstag, seinem letzten, geschenkt hat. Als er geboren wurde – 1832, im Jahr des Hambacher Festes –, war Goethe gerade gestorben. Aufgewachsen in Wiedensahl,

einem Kaff bei Hannover, wurde er vom neunten Lebensjahr an von einem Onkel mütterlicherseits erzogen, dem Pastor Georg Kleine. Busch erfuhr bereits sehr früh Heimatlosigkeit und wurde darüber zum Einzelgänger. Später wird er sich nur an zwei Kindheitserfahrungen erinnern: wie der Vater ihn schlägt und wie er, Wilhelm, mit der Großmutter morgens früh zusammen in der stillen, warmen Küche sitzt. Auf einem Zettel notiert er sich: „Durch die Kinderjahre hindurchgeprügelt.“ Dennoch wird bei *Max und Moritz* nicht nur auf drastische Weise bestraft. Busch bevorzugt den autoritären Küchenreim „Von Birken eine Rute, gebraucht am rechten Ort, befördert oft das Gute mehr als das rechte Wort.“ Wie aber verträgt sich dieses Plädoyer der „schwarzen Pädagogik“ mit der eigenen Erfahrung? „Mein Vater empfing mich an der Tür und lud mich ein, ihm auf den Speicher zu folgen. Hier ergriff er mich am linken Flügel und trieb mich vermittels eines Rohrstockes im Kreise umher ...“ Daraus folgert Busch im Alter: „Ich, der in den Kinderjahren die Bangigkeit gründlich studiert hat.“

Wie Busch das Thema Züchtigung mit Pinsel, Bleistift und Feder schon in den frühen Karikaturen, in seinen Bilder-geschichten, in Prosaarbeiten behandelt, rückt das Strafen, die Lust an der geplanten Exekution ins Zentrum. Auch die Lyrik bleibt davon nicht frei. So heißt es in der Lyriksammlung *Zu guter Letzt* von 1904 unter der Überschrift „Nicht artig“: „Es saust der Stock, es schwirrt die Rute.

/ Du darfst nicht zeigen, was du bist. /  
Wie schad, o Mensch, daß dir das Gute /  
Im Grunde so zuwider ist.“

## Komiker und Pessimist

Wie stark war bei Busch eine sadistische Komponente mit im Spiel? Golo Mann hat ihn als einen „nur scheinbar heiteren, unergründlich boshaften, menschenfeindlichen Humoristen“ bezeichnet, „dieser selbstquälerische, grundgescheite, mitleidende Sadist“. Busch hat von „meinen Phantasiehanseln“ gesprochen. Und doch sind bei ihm Kinder stets böse. Auch die Frauen, wenn sie nicht auch noch dumm sind. Das Wort „böse“ bezieht sich auf eine Kategorie der Amoral, von Pädagogik im Sinne Rousseaus ist keine Rede mehr. Die vielen Busch-Exegeten haben sich immer wieder mit den ausgeklügelten Perfidien einer Fantasie beschäftigt, die sich grafisch in Angelhaken an der Nasenspitze, zerquetschten Extremitäten, Zerstückelungen und anderen körperlichen Quälereien ausdrücken. Messerscharf wurde daraus geschlossen, dass Busch hier seine sadistische Ader verarbeitet habe. Aber es geht um mehr: Busch verinnerlicht ein zutiefst pessimistisches Welt- und Menschenbild, mit dem er sich später durch die Lektüre von Arthur Schopenhauer bestätigt sieht („der Wille ist das Starke, Böse, Wirkungskvolle, Erste; der Intellekt ist No. 2“).

Sein Publikum – allzumal in Deutschland – hielt sich aber immer an seinem typisch humorigen, romantisierenden und herzerwärmenden Ton fest, der zwar heutzutage ziemlich schnurren- und onkelhaft wirkt, aber doch noch zum Hausschatz vieler gehört. Es ist jene Ausdrucksform, die namentlich im Ausland vielfach als typisch deutscher Humor angesehen wird. So schreibt der Anglistikprofessor Hans-Dieter Gelfert: „Die Deutschen lieben die Gemütlichkeit pur. Wie sie unter den Bedingungen der irdischen Unzulänglichkeit zu erreichen ist, hat Wilhelm Busch in Versen ausgedrückt,

die zu seinen meistzitierten zählen und gewissermaßen die metaphysische Gemütlichkeit ausdrücken, die seit Hegel das deutsche Fühlen und Denken bestimmt.“

Busch – der Komiker als angewandter Pessimist. Seine Bilder hat er zeitlebens nie ausgestellt. Dem Kollegen Franz Lenbach schreibt er: „Daß meine Sachen lediglich und vor allen Dingen zu meinem rücksichtslosen Pläsir zurecht geschustert, das ist eben manchen Leuten nicht begreiflich zu machen.“ Die häufigste Freude ist bei Busch die auf Kosten anderer. Er hat seine Lust an der böartigen Sicht der Dinge: „Nur zu gern betrachtet man den neckischen Zwist betriebsamer Wünsche mit Dem, was nicht so will; denn da man das Spiel durchschaut, da Verdross und Ungeschick bei Andern sind, so fühlt man sich derweil an Leib und Seele gedockt (geborgen), dass man lachen muß.“ Am Ende triumphiert meistens die Mittelmäßigkeit, die dem Einzelnen das persönliche Herausragen missgönnt. „Übrigens bin ich nicht so, daß ich den Kopf schüttle über anderer Leute Passionen; hab genug zu schütteln über meine eigenen. Und was das Bedauern anbetrifft, so pflegt man ja den Mitmenschen wegen seiner Laster weniger zu bedauern als zu beneiden. Ich mache da keine Ausnahme von dieser allgemeinen menschlichen Niederträchtigkeit, deretwegen ich mich selber zu bedauern habe.“

Busch hat bereits mit fünfzehn Jahren Kants *Kritik der reinen Vernunft* gelesen. Mit Hilfe der Lektüre Schopenhauers hat er sich dann zum Pessimisten ausgebildet: „Jedes legt noch schnell ein Ei. Und dann kommt der Tod herbei.“ Wenn es ans Sterben geht, dann kann man sich bei Busch auf allerlei gefasst machen. Man wird von Messern aufgespießt, durchbohrt von Scheren, Bleistiften, Regenschirmen. Es wird verbrannt, geköpft, vergiftet, erhängt, erschossen, erschlagen. Unfälle aller Art – mit Sprengstoff,

Feuer oder diversen Gerätschaften: „Rums, da geht die Pfeife los ...“ Viele seiner Geschichten, eigentlich fast alle, handeln vom Zusammenprall von Eitelkeit und Missgeschick, Natur und Mensch, Naivität und Bosheit. Ein die Nachtruhe störender Floh wird am dünnen Bein in die Kerzenflamme gehalten, die „bösen Buben von Korinth“, die den Diogenes ärgern, werden von seiner Tonne platt gemacht. Es gibt keine Bewährung. Alles wird zum Massaker. „Man ist ein Mensch und erfrischt und erbaut sich gern an den Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute.“

Auch die Juden kriegen ihr Fett weg, was Busch den Vorwurf des Antisemitismus eingetragen hat. Für diesen Verdacht gibt es aber in seinem Werk nur geringen Anlass. Zum Beispiel in *Die fromme Helene*: „Und der Jud mit krummer Ferse / Krummer Nas und krummer Hos' / Schlängelt sich zur hohen Börse / Tiefverderbt und seelenlos.“ Oder in dem Bilderepos *Plisch und Plum*, in dem die Jungen Paul und Peter die jungen Hunde Plisch und Plum vor dem Ertränken durch den bösen Kaspar Schlich retten. Da heißt es zu Beginn des fünften Kapitels: „Kurz die Hose, lang / Krumm die Nase und der Stock, / Augen schwarz und Seele grau, / Hut nach hinten, Miene schlau.“ Fazit: „Das ist Schmulchen Schielvelbeiner. (Schöner ist doch unsereiner!)“

Golo Mann meinte dazu, ein „arger Antisemit“ sei Busch nicht gewesen. „Natürlich war er es ein klein bißchen, wie zu seiner Zeit alle Deutschen und alle Franzosen auch [...] In seinen Erfolgswerken kommen die Juden nicht überdurchschnittlich oft vor, sondern überdurchschnittlich selten.“

Im Alter lebte Busch zurückgezogen im Pfarrhaus seines Neffen in Mechtshausen am Harz. Er starb, wie seine jüngste Biografin Gudrun Schury (*Das Leben des Wilhelm Busch: Ich wollt, ich wär ein Eskimo*) schreibt, „bei verschneiter Landschaft“. Im Rückblick mochte man ihn in seiner wenig bekannten Erzählung *Eduards Traum* (1891) erkennen. Hier wird Eduard alias Busch im Traum zum Punkt und tritt eine fantastische Reise an, die ihn durch die Dimensionen bis ans Ende der Welt und darüber hinaus führt. Diese Geschichte ist auch eine Absage an die Utopie: Denn wo immer Eduard hinkommt, trifft er nur auf Nullen und aufgeblasene Punkte, Windbeutel, Schaumschläger. Es herrschen Eigennutz, Niedertracht, Dummheit. Eine Gesellschaft, in der es gerecht zuginge, böte den Menschen nichts zu lachen. Denn Lachen – so das Fazit – ist immer Verlachen: „O weh! Ich war im Kreis gelaufen, / Stand wiederum am alten Platze, / Und vor mir dehnt sich lang und breit, / Wie ehedem die Ewigkeit.“

Im Februar wird sich *Die Politische Meinung* dem Schwerpunkt

## „Politik von und für Frauen“

mit Beiträgen von Ursula von der Leyen, Annette Schavan, Maria Böhmer, Christine Haderthauer, Helmut Herles, Detlef Grieswelle, Hanna-Babara Gerl-Falkovitz, Norbert Häring, Christoph Werth, Suzanne Krause und Heike Schmidt zuwenden.

Das Themenspektrum reicht dabei von 90 Jahren Frauenwahlrecht über Bezahlungsungleichheit, Kinderkrippen und Karriereesegen sowie Gender-Theorien

bis hin zu Porträts von Hannah Arendt oder Elisabeth von Thüringen.